

RR-Retro

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **85 (2007)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der «Elektronische Schulmeister»

In etwa dreissig Jahren, also bis im Jahre 2000, werden die Kinder nicht mehr alle gleichlang zur Schule gehen. Das heutige Jahresklassensystem wird veraltet sein. Die Schüler eines Schulhauses werden durch Lehrerequipes geschult, von welchen ein Teil des Teams niemals selber vor eine Schulklasse tritt, um zu unterrichten. Diese Lehrer werden in einer Programmierabteilung Fragen und Antworten, Rechenaufgaben und ihre Lösungen usw. auf elektrischen Schreibmaschinen niederschreiben. Was sie tippen, wird auf Magnetbänder eingelagert, welche zu elektronischen Computern gehören. Hilfskräfte werden Apparaturen bedienen, von denen aus ab Magnetbandrollen Fernsehprogramme in alle Schulklassen durchgegeben werden. Die Schüler werden zwischen Lehrmaschinensälen und Kino- und Diavorführungsräumen hin- und herwandern. Eine Gruppe von Lehrern wird täglich Promotionsprüfungen abnehmen.

Der spinnt ja – höre ich sagen. Ich bitte aber meine Leser, diesen Artikel bis zum Schluss durchzulesen und ihr Urteil dann abschliessend zu fällen. [...]

Der Schüler erhält die zu beantwortenden Fragen aus dem Magnetbandspeicher eines zentralen Computers, der ein ganzes Schulhaus bedienen kann. Die Fragen werden durch eine elektrische Schreibmaschine ausgeschrieben, die vor dem Schüler steht. Er hat – bei dem einfachen Modell – Tasten mit der Aufschrift «Ja», «Nein», «Weiss nicht» zu drücken; bei einem weiter ausgebauten Modell schreibt er seine Antwort mit der vor ihm stehenden Schreibmaschine. Der elektronische Computer vergleicht die gegebene Antwort mit der eingespei-

cherten richtigen Antwort und meldet: «Falsch» oder «Richtig». Gleichzeitig wird in die Schreibmaschine eine neue Frage eingespielen, entweder vom gleichen Schwierigkeitsgrad oder von einem höheren Schwierigkeitsgrad.

Automatisch mittels Lochkarten nachgeführte «Lernfortschritts-Protokolle» werden ausgeschrieben. Der Tutor oder Lehrer kann jederzeit diese Protokolle von der Maschine abrufen und hat so täglich eine Übersicht über die Lernfortschritte des einzelnen Schülers.

Durch individuelles Lehrgespräch wird diese – übrigens von den Schülern mit Feuereifer und erstaunlicher Disziplin betriebene – «Maschinenarbeit» ergänzt. [...]

Die Berichte von den nach dieser Art geführten Versuchsschulen sprechen von «erstaunlichen» Resultaten. Pädagogen aus Entwicklungsländern zeigen höchstes Interesse an diesen Lehrmaschinen. Die Programmierer-Teams arbeiten mit Volldampf an der Programmierung von immer neuem Lehrstoff, und Gruppen von Übersetzern sind daran, die Programme auch in andere Sprachen zu übertragen. Man mag darüber lächeln und dann selbstzufrieden erklären: «Unser System ist altbewährt, und wir bleiben lieber dabei.» Wenn wir aber in die Zukunft blicken und sehen, welchen ungeheuren Bedarf wir im Jahre 2000 an qualifizierten, gutgeschulten, beweglichen und vielseitigen Leuten haben werden, dann kann man sich einfach nicht vorstellen, wie wir diesen Bedarf decken. [...]

Marcel Gerteis
Jg. 42 (1963), Nr. 10, S. 259–268

Cosimo de' Medici: Urahn linker Gerechtigkeitsvorstellungen

RR 3/2006: Die historischen Ursprünge der Steuerprogression

Markus Blaser führt das Progressionsprinzip auf Adam Smiths Grundsatz der Besteuerung nach Leistungsfähigkeit zurück. Es gibt jedoch ältere und anschaulichere Beispiele der Progressivsteuer. In einer Anmerkung zu Luca Landuccis «Florentinisches Tagebuch» (zeitgenössische Aufzeichnungen von 1450 bis 1516) berichtet die Editorin Marie Herzfeld von einer 1443 eingeführten und «Graziosa» genannten Steuer mit einer Progressivskala von 14 Stufen.¹ Die unterste umfasste Einkommen bis zu 50 Florin, die mit 4% belastet wurden, die oberste galt für Einkommen von 1500 Florin und mehr; diese wurden zu 33⅓ Prozent besteuert. Da haben wirs: Die Progressivsteuer wurde von Cosimo de' Medici in einer Zeit kultureller Hochblüte eingeführt. Ein bemerkenswerter Urahn linker Gerechtigkeitsvorstellungen!

Willi Schneider, Riehen

Die Steuerpolitik im Florenz des 15. Jahrhunderts ist in der Tat bemerkenswert. So könnte man z. B. noch auf den 1427 eingeführten «Catasto» verweisen, quasi das erste Grundbuch, das über den Bodenbesitz Auskunft geben und so die Basis einer einheitlichen Besteuerung bilden sollte. Allerdings bleibt die Bedeutung direkter Steuern im vormodernen Europa bis zur Französischen Revolution aus mindestens zwei Gründen marginal: Erstens gibt es kaum staatliche Strukturen – Armenfürsorge und damit Sozialpolitik ist z. B. eine Aufgabe der Kirchen. Florenz gleicht einer «Nachtwächterstadt», deren bescheidene öffentliche Ausgaben zweitens fast vollständig aus indirekten Steuern auf Mehl, Salz, Wein etc. finanziert wurden. Superreiche wie die Medici, Albizzi, Pazzi, Strozzi etc. betätigten sich wie die Gates, Trumps, Soros' und Oeris als wohlthätige Stifter und Kulturmäzene, investierten in Spitäler und Waisenhäuser, Kirchen und Palazzi. Direkte Steuern auf Vermögen oder gar Einkommen waren den Renaissance-Abzockern an sich ein Gräuelf, denn sie schränkten die Verfügungsgewalt über ihre privaten Gelder ein. Sie kamen nur infrage, wenn das Regime existenziell bedroht war, von aussen wie von innen. Im ersten Fall konnten die Patrizier um des eigenen Machterhalts willen für Kriegssteuern gewonnen werden. Im zweiten, schwierigeren Fall, musste sich der herrschende Clan gegen um die Macht konkurrierende Klientelverbände verteidigen, und dazu konnte die schreiende Steuerungerechtigkeit instrumentalisiert werden. In einem solchen Kontext steht denn auch die «Graziosa» des Cosimo de' Medici: Seit 1434 verkappter Signore von Florenz, geriet sein Regime in die erste grosse Krise, die er u. a. mit dem Vorschlag der Progressivsteuer zu meistern suchte – mit Erfolg, denn

¹ Landucci, Luca: Ein florentinisches Tagebuch 1450–1516: nebst einer anonymen Fortsetzung 1516–1542; eingeleitet und erklärt von Marie Herzfeld. Düsseldorf: Eugen Diederichs Verlag 1978 [Reprint der Ausgabe von 1912–1913], S. 5.

schon 1444 beginnt er mit dem Bau des Palazzo Medici. Allein dies zeigt, dass die «Graziosa» nicht nur nicht umgesetzt wurde, sondern gar nie wirklich ernst gemeint war. Sie war ein populistisches Instrument der Konsensbildung, mit dem die von der politischen Partizipation ausgeschlossenen Armen ruhig gestellt wurden. Die Medici-Kritiker innerhalb der Florentiner Elite wurden hingegen gleich doppelt eingeschüchtert, durch die Angst vor popularen Unruhen wie durch den drohenden Reichtumsverlust bei Einführung der Steuer. Am besten arrangierte man sich deshalb wieder mit den Medici. Insofern besteht zwischen den Progressionsideen aus der Helvetik und dem Vorschlag Cosimos ein grundlegender Unterschied. Gleichwohl ist interessant zu sehen, dass die Mächtigen unter bestimmten Umständen zu Konzessionen im Namen der sozialen Gerechtigkeit gezwungen sein können.²

Markus Blaser

Selbstkritisches Denken ist gefordert

RR 1/2007: Gewinnt Rot-Grün?

Besten Dank für die neue Ausgabe der «Roten Revue», die ich gleich mit grossem Interesse gelesen habe!

Ihr habt das Pech, gleich nach den ziemlich desaströsen Zürcher Wahlen zu erscheinen. Da wirkt der Titel von Andrea Hämmerles Beitrag wie ein schlechter Witz: «Gewinnt Rot-Grün?» Vielleicht – aber die einen auf Kosten der anderen, und damit bleiben wir weit entfernt von veränderten politischen Machtverhältnissen (wenn die überhaupt etwas bewirken: als wenig ermutigendes Beispiel für einen solchen «Machtwechsel» können die sieben «rotgrünen» Jahre in Deutschland dienen). Es mag ja sein, dass die Grünen in der nationalrätlichen Verkehrspolitik wenig bewegen, aber mit diesem arroganten Ton, wie ihn Hämmerle vorträgt (und der an Bodenmanns unselige Zeiten erinnert), wird wohl kaum der Boden für eine andere Politik in der Schweiz bereitet. Da sind die Ausführungen von Therese Frösch über ihre Berner Erfahrungen doch wesentlich handfester: Für diese andere Politik bedürfte es eines Bündnisses, das Verlässlichkeit verspricht. Davon sind wir – auch bald vier Jahre nach Bundesrat Blocher – wohl noch weit entfernt. Selbstkritisches Denken ist gefordert, wie dies Regula Stämpfli mit ihrem Beitrag beweist. Kulturschutz statt Frauenrechte!? Ist da was dran? Mir fällt nur auf, dass sich vor wie jetzt nach den Zürcher Wahlen die SozialdemokratInnen als «Weicheier» in Sachen Ausländer, Gewalt, Schulprobleme etc. vorführen lassen müssen. Regula Stämpfli fordert, wenn ich sie richtig verstehe, nicht mehr Härte, sondern mehr Entschiedenheit.

Bei Hans Ulrich Jost spüre ich immer wieder starke Vorbehalte gegen die direkte Demokratie. Doch er geht in diesem Beitrag nicht (mehr) so weit, die Hoffnung auf Veränderungen nur noch ausserhalb der Schweiz zu sehen. Der Hinweis auf die

¹ Vgl. dazu im Überblick: Najemy, John M.: Taxation and public finance. In: Ders.: Italy in the Age of the Renaissance. Oxford 2004, S. 200–203; und im Detail: Rubinstein, Nicolai: The government of Florence under the Medici (1434 to 1494). Oxford: Clarendon Press 21997 [orig. 1966]; ders.: Florentine studies: politics and society in Renaissance Florence. London: Faber and Faber 1968.

radikal-demokratische Tradition von 1848 ist wichtig. Es gibt (und gab) gewiss kein mehrheitlich «linkes Volk», aber doch eines, das aus bündischen Traditionen schöpfen und diese weiterentwickeln konnte, die den «Gemeinnutz» immer wieder gegen den «Eigennutz» gestellt haben. Wichtig finde ich den Hinweis von Johannes Wartenweiler, dass Blocher den Staatsapparat zu nutzen versucht, um diesen letztlich selbst in Frage zu stellen – dort, wo dieser Apparat (zumindest im Ansatz) emanzipatorischen Interessen dient. Dafür tritt dann die autoritäre Funktion viel stärker in den Vordergrund. Mit Interesse habe ich auch den Beitrag zur Geschichte der «Roten Revue» gelesen. Ich wünsche der Redaktion vielfältige Resonanz auf dieses Heft!

Kurt Seifert, Winterthur

Weibliche Bezeichnungen

RR 3/2007: Die dunkle Seite der Psychiatrie

Vielen Dank für ein erneut gut gemachtes Heft mit spannenden Beiträgen. Zum Text von Marc Rufer: Es wirkt für mich Sinn störend, wenn durch den ganzen Beitrag hindurch nur die weiblichen Bezeichnungen der genannten Personen mit ihren Funktionen verwendet werden, ohne eine Anmerkung als Fussnote beizufügen. Es ist deshalb Sinn störend, weil der Inhalt falsch verstanden werden kann, dahin gehend, als ob nur Psychiaterinnen für das Malaise in den Kliniken verantwortlich und nur Patientinnen davon betroffen wären. Weiter heisst es dann, dass es gerade der Frauenbewegung gelungen ist, die gesellschaftliche Wertung von Vergewaltigungen in der Psychiatrie zu verändern (Seite 25 unten). Spätestens hier wird deutlich, wie unabdingbar es für das Textverständnis ist, genau zu sagen, wer gemeint ist. Zur redaktionellen Verantwortung gehört sicher auch, die Beiträge vor dem Druck auf die Nennung männlicher und weiblicher Personenbezeichnungen zu überprüfen.

Margrit Lüthi, Bern

Vielen Dank für das Lob zur RR 3/2007! Tatsächlich verwendet Marc Rufer in seinen Texten konsequent weibliche Bezeichnungen – mit einer Ausnahme: Zwangsunterbringungen werden «nicht selten von Polizisten durchgeführt» (S. 22). Die Umkehrung des sonst üblichen männlichen Sprachgebrauchs ist also durchaus bewusst und im Wissen um die dadurch mögliche Irritation bei den LeserInnen erfolgt. Selbstverständlich sollte damit aber nicht der Eindruck erweckt werden, es gebe in der Psychiatrie nur weibliche Täter und Opfer. Natürlich werden alle RR-Beiträge vor Drucklegung einem eingehenden Lektorat und Korrektorat unterzogen. Die Redaktion gewährt den AutorInnen jedoch grosse stilistische Freiheit, statt sie auf einen einheitlichen «RR-Stil» zu verpflichten. Das wäre auch gar nicht möglich, da die meisten AutorInnen als Fachleute ausserhalb der Redaktion für die jeweiligen Beiträge angefragt werden.